

## Liebe Leserinnen und Leser,

**J**etzt weiß ich, was der Vorläufer von Social Media war. Im 18. Jahrhundert entstand eine allgemeine Offenherzigkeit in der Gesellschaft bis hin zum Freundschaftskult. Internet gab es noch nicht, der Brief war die einzige Möglichkeit, mit der „halben Welt“ zu kommunizieren. Man traf sich aber auch persönlich „in vertrautem Kreise“, um Briefe vorzulesen.

Sie sind dran, lesen Sie und vergleichen Sie *seinerzeit* mit *heute*.

Auch wir sollten uns in vertrautem Kreise treffen, um darüber zu sprechen. Vielleicht 2026?

• Ich hoffe, Sie mögen diese Seite.

Dann lesen Sie jede Woche etwas Neues aus der alten Zeit.

Ihre Pia Pichterich

## „Die Post will fort ...“

### Das Jahrhundert des Briefes

Reinhard Wittmann, 1988

**I**m Brief stößt die vereinzelte Monade ihre Fenster weit auf und sucht ein Gegenüber. Das Mitteilen von Gefühlen und umgekehrt das Äußern von Mitgefühl, heute meist in hohem Maße tabuisiert, hatten damals den Rang einer (stets bereitwillig erfüllten) sozialen Pflicht.

• Die Ich-Emanzipation ging einher mit einem neuen Gemeinschaftsgefühl, das sich bis zum Freundschaftskult steigerte.

• Niemals war es so leicht, Freunde zu finden, wie im 18. Jahrhundert, niemals auch hungerte jedermann so sehr danach, des anderen Vertrauter zu sein.

• Brief und Freundschaft gehörten untrennbar zusammen: Jedem Freund musste man in ununterbrochener Folge Nachricht vom eigenen Empfinden, der eigenen Welterfahrung geben, aber auch ihn um sein Innerstes befragen – und umgekehrt galt jeder als Freund, mit dem sich auf irgendeine Weise ein brieflicher Verkehr ergeben hatte, ja man war geradezu verpflichtet, ihm mit ungeschütztem Vertrauen gegenüberzutreten.

• Mit den Worten Goethes: „Es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, dass man mit keinem Einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz des Andern.“ Denn da ein jeder Freund wiederum andre Seelenvertraute besaß, wäre es ungehörig gewesen, diesen die intimen Konfessionen seiner Briefpartner vorzuenthalten – so wurden vertraute Briefe an Dritte weitergegeben, in Abschriften verschickt. Das wusste auch der Absender, ohne dass dies den vertraulichen Ton seines Schreibens auch nur im geringsten gehindert hätte. Peinlich wurde es nur, wenn eine solche Korrespondenz dann unversehens als Buch erschien und unverblümete Bemerkungen über einen Dritten diesem gedruckt unter die Augen gerieten.

• Neue Brieffreundschaften zu knüpfen, war kein Problem: Unbefangen wandte man sich an einen Fremden,

dessen Briefe man über Dritte gelesen und bewundert hatte, dessen Gedichte man liebte, der an interessantem Orte lebte – und kaum jemals, wenn man nur den richtigen Ton traf, sich als Mitglied der unsichtbaren Sozietät der empfindenden Geister und Herzen auswies, erfuhr man eine schroffe Abfuhr, erhielt man keine Antwort.

• Nicht selten traf man sich des Abends in mehr oder minder vertrautem Kreise, jeder brachte die am Tage empfangenen Briefe mit, und während die Damen strickten, lasen die Herren reihum ihre Korrespondenz vor – und auf diese Weise, so wiederum Goethe, „ward man, da politische Diskurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt.“

• Vom Umfang und der Intensität dieser Briefleidenschaft kann man sich kaum noch eine Vorstellung machen. Exemplarisch ist dieses Bekenntnis des Aufklärers Rabener:

*„Ich schreibe heute an die halbe Welt, um gelesen und beantwortet zu werden. Ich habe heute an Cramern zweien Bogen voll freundschaftliches Nichts geschrieben; nach Copenhagen, nach Hamburg, nach Braunschweig, nach Dresden, nach Bernstadt in Schlesien habe ich nichts wichtiges geschrieben, und nun fange ich auch an, mit Ihnen zu plaudern. Ist dieser Tag nicht für mich ein vernünftiger Tag?“*

• Den Posttag, also jenen Wochentag, an dem die Postkutsche zur festgesetzten Zeit abgeht und die Briefe mitnimmt, kann man unmöglich vorbeigehen lassen, ohne allen Freunden ein Zeichen seines Lebens und Fühlens zu geben; man wird wie Caroline Schlegel erfasst von einem „schreibseligen Rappel, wo sie die Briefe dutzendweise expediert“, Bogen um Bogen wird mit fliegender Hast gefüllt, aber meist geht der Wettlauf doch verloren und die stehende Wendung lautet: „Die Post will fort, ich muss schließen.“